

Als ich diesen Text zu schreiben begann, wollte ich immer wieder an die Bedingungen erinnern, unter denen Juden, Kommunisten, Sozialdemokraten und andere Gegner des Nationalsozialismus aus Deutschland flüchteten (und an die, denen es nicht vergönnt war zu flüchten). Ich dachte daran, mit welchen Argumenten sie ihre Flucht in einem anderen Land hätten begründen müssen, wären die Aufnahmebedingungen, die die EU seit dem Dubliner Übereinkommen 1997 festgeschrieben hat, damals schon gültig gewesen. Sie wurden verschärft in der Dublin-II-Verordnung und praktisch ausgehebelt in der Dublin-III-Verordnung. Was hätte das sichere Drittland sein können, das sie registrieren sollte? Und wie wäre gegenwärtig ein »regulärer« Fluchtweg nach Deutschland, ohne ein sicheres Drittland zu betreten? Mit einem Segelboot über die Nordsee? Ausgestattet mit einem gültigen Visum für Deutschland am Flughafen BER? Welches Land ist sicher für Menschen, die alles

hinter sich gelassen haben, hinter sich lassen mussten? Und wie »sicher« ist die innere Verfasstheit an einem Ort mit der Sorge um die zurückgebliebene Familie, mit der Angst vor Repressalien und der vollkommenen Unsicherheit einer Zukunft? Und zurückblickend: Wie lange (oder besser), wie kurz nur waren Länder wie Frankreich, die Tschechoslowakei, Österreich sicher?

Milena Jesenská, eine mutige Prager Journalistin, gemeinhin »Kafkas Milena« genannt, besuchte 1937 eine Unterkunft, in der Flüchtlinge aus Deutschland zum Teil schon seit 1933 lebten: »Es sind fremde Menschen, sie sprechen eine fremde Sprache und sie kommen aus einem fremden Land. [...] Sie erzählen von sich selbst wie Leute, die nach einer schweren Krankheit zu einem Gesunden sprechen. Sie lächeln und sagen alles in allem nichts: Denn was sollen sie schon sagen und woher die Worte nehmen? *Aber diese Menschen stehen da und dürfen nicht arbeiten, sie hören die Zeit verrinnen, stehen da und warten auf morgen.*« Milena Jesenská legt den Finger auf die Wunde: Verordnete Nichtarbeit, systembedingte Arbeitslosigkeit isoliert, deprimiert, diskriminiert. Sie verhindert Integration, und ebendiese kommt für den aufnehmenden Staat, ohne dass die Restriktion artikuliert wird, nicht infrage. Die Geflüchteten bleiben sich selbst überlassen, ohne dass ihre Ressourcen an Mut, Eigeninitiative, Resilienz zum Tragen kommen können. Milena Jesenskás Schreibhaltung ist die eines grenzen-

losen, selbstlosen Mitleids, verbunden mit einer klaren Beobachtungsgabe. Ihre Reportagen sind auftrüttelnd und radikal in ihrer Nähe zu den Entrechteten, ins Unglück Gestoßenen: Auch so kann Journalismus sein. »Diese Menschen verlieren die Möglichkeit, tätig zu sein, sich zu bilden, sich weiterzuentwickeln. Sie verlieren den Kontakt zu ihrem Beruf, hängen im luftleeren Raum, verlieren die Lebensmitte. Es ist nicht nur der Hunger, der entkräftet, es ist auch die aufreibende, zermürende Wartezeit.«

Sie hatte 1936 mit der kommunistischen Partei der Tschechoslowakei gebrochen, als sie von den Auswirkungen des Stalinismus auf alle Lebensbereiche, der Gleichschaltung der Kultur und den Säuberungen, den ersten Moskauer Prozessen hörte. Ihre Biografin Alena Wagnerová schreibt, sie bleibe »aber voller Verständnis für die einfachen Mitglieder. Sie hat es nicht nötig, Rache aus Enttäuschung zu üben.« Milena Jesenská reiste in den von Sudetendeutschen bewohnten Teil des Landes, in dem Deutschsprachige unter dem Führer Konrad Henlein, einem Sportlehrer, den »Anschluss« an Deutschland herbeisehnten und ihm den Boden bereiteten. Vor jüdischen Geschäften standen Jungen mit weißen Kniestrümpfen, die für die Henlein-Partei registrierten, wer dort einkaufte. Im Kino sah man schon Reklamen für Kindergasmasken. Die Westmächte schwiegen in der »Sudetenkrise«, schwiegen und verrieten die

Tschechoslowakei, als Hitler das kleine Nachbarland Deutschland einverleibte, sahen tatenlos zu aus Furcht vor einem Flächenbrand, vor einem kommenden Krieg. Am 30. September 1938 bestätigten Großbritannien, Frankreich, Italien und das Deutsche Reich im Münchner Abkommen die Abtretung des Sudetengebietes. Der Überfall auf die »Rest-Tschechoslowakei«, der Einmarsch in Prag, erfolgte am 15. März 1939. Sieben Armee Korps waren schon im Februar an der Grenze zusammengesogen worden und warteten auf den Befehl. Die Emigranten aus Deutschland und die tschechischen Juden, Kommunisten und Sozialisten saßen in der Falle. Milena Jesenská Lebensgefährten war die Flucht nach England gelungen, doch sie schob den Schritt hinaus. Ein Visum wurde für sie besorgt, sie sollte eine Scheinehe mit einem Bolivianer eingehen, aber immer noch gab es Aufgaben, die sie glaubte, erfüllen zu müssen. In Prag sah sie ihre politische Aufgabe. Sie zögerte auch, weil sie das Elend von Flüchtlingen gesehen und beschrieben hatte.

Hätten – nach heutigem Recht – in die Enge getriebene Oppositionelle des Hitler-Regimes 1933 die Art ihrer Verfolgung darlegen können? Hätten sie Beweise? Wären Menschen, die wegen des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« aus ihren Positionen als Richter, als Professoren, als Verwaltungsbeamte gedrängt worden waren, im Raster der Aufnahmebehör-

den Wirtschaftsflüchtlinge gewesen? Haben Folteropfer die psychische Stabilität, sich selbst zu erklären? Können zum Schweigen Gebrachte reden, um registriert und *anerkannt* zu werden? Gerade Traumatisierte sind nicht die besten Anwälte ihrer selbst. Milena Jesenská büßte für ihre politischen Überzeugungen. Sie hatte Gefährdeten zur Flucht geholfen, bis sie selbst in das Konzentrationslager Ravensbrück eingeliefert wurde und dort an einem Nierenversagen starb. Es gab kein Andenken an sie, weil sie, die Antifaschistin, angeblich keine »richtige« Kommunistin war, das heißt: nicht alle Windungen und Wendungen der Parteilinie mitgetragen hatte. Wahrgenommen wurde sie erst, als Franz Kafkas Werk in der Tschechoslowakei nicht mehr geächtet wurde. Ihre Briefe an Kafka sind verschollen. So heißt das immer, wenn die Hinterlassenschaften von Frauen nicht geachtet und bewahrt werden. Kafkas Briefe an sie gab Willy Haas ohne Wissen ihrer Tochter Jana Černá heraus. Im Buch über ihre Mutter schreibt sie, sie habe erst nach ihrem Erscheinen davon erfahren.

## STELLVERTRETER

Vor mir liegt ein Buch, schwarzer Leineneinband, großformatig, goldene Schrift – aus dem Jahr 1939. Das Buch ist in hervorragendem Zustand, auch innen ganz ohne Schäden und Flecken, nur der Rücken ist ausgebleicht. Das Druckbild ist angenehm, die Seiten haben einen breiten Rand. Erst vor ein paar Tagen habe ich es für einen geringen Preis erworben: *Die Peripheren. Ein Kapitel Soziologie*. Sein Autor ist Professor Dr. Ernst Grünfeld. Es ist im Verlag N. V. Noord-Hollandsche Uitgevers Mij erschienen. Wenn man nur ein wenig darin blättert, wird deutlich, es hätte in Deutschland nie und nimmer erscheinen können. Und da es ein wissenschaftliches Buch ist, kam es auch für die Exilverlage Querido und Allert de Lange, in der viele der exilierten Schriftsteller eine Heimat gefunden hatten, nicht infrage. Ingesamt sind von 1933 bis zum Überfall der Wehrmacht 650 Werke in deutscher Sprache in den Niederlanden erschienen. Dass Wissenschaftler in den Niederlanden

die deutsche Sprache beherrschten, wurde damals vorausgesetzt.

Grünfeld war in Mähren geboren, 1913 hatte er sich in Halle mit der Arbeit *Die Hafenkolonien in China* habilitiert. Als K.u.k.-Offizier des Landsturms nahm er am Weltkrieg teil und wurde hochdekoriert. Seine Eltern waren zum katholischen Glauben konvertiert, er jedoch entschied sich für den Protestantismus; mehr an Assimilation war nicht denkbar. Seit 1919 lehrte er an der Universität Halle, 1929 wurde er zum ersten ordentlichen Professor für das Genossenschaftswesen in Deutschland berufen, außerdem war er Stadtverordneter in Halle. Als Jude und wegen seiner politischen Tätigkeit wurde Grünfeld 1933 entlassen, der Zugang zur Universitätsbibliothek war ihm damit versperrt. Grünbergs Lehrstuhl wurde nach seinem Rauschmiss in einen Lehrstuhl für Betriebswirtschaft umgewidmet. Sein Forschungsgebiet, das Genossenschaftswesen, passte nicht in die Volksgemeinschaft, auch Firmen wurden hierarchisch organisiert – aus Eigentümern waren Betriebsführer geworden. Im Archiv der Universität Halle fand sich ein Brief, in dem er über eine »Gnadenpension« nachsuchte, da es ihm als »Nichtarier« unmöglich sei, eine Stelle zu finden, auch in Zeitungen und Zeitschriften konnte er nicht mehr publizieren. Drastisch ist seine Klage, er sei nicht »in der Lage, mir in Deutschland mein Brot zu verdienen«.

Die Peripheren, das sind nach seiner Definition die Menschen, die unfreiwillig eine Aussonderung erfahren, Angehörige von Minderheiten, Juden, Sinti, Menschen mit Behinderung, Landstreicher. Dass er diese höchst unterschiedlichen Gruppen, die der Nationalsozialismus brandmarkt, als eine Einheit sieht und den noch jeweils in ihrer spezifischen Eigenart untersucht, ist das große Verdienst seiner Arbeit. Eine Opferkonkurrenz lehnt er ab; kein Privileg für Bürger, für Intellektuelle. Das ist kühn und selbstlos gedacht, auch deshalb fällt er aus der Zeit. Und überraschend ist, dass er die Revolutionärin Vera Figner in diesem Zusammenhang nennt. Die russische Gutsbesitzertochter hatte sich in ein freiwilliges Exil begeben, um als eine der wenigen Frauen in Zürich Medizin zu studieren. Wieder in Russland zurück, arbeitet sie im Exekutivkomitee der Geheimorganisation Narodnaja Wolja (Volkswillen) und wird nach dem Attentat auf den Zaren Alexander II., an dessen Planung sie teilgenommen haben soll, 1884 zum Tode verurteilt. Doch das Urteil wird in lebenslängliche Haft umgewandelt. Zwanzig Jahre verbringt sie in der berüchtigten Festung Schlüsselburg. Beim ersten Besuch ihrer Angehörigen nach der Isolationshaft glaubt sie, wahnsinnig zu werden, und es ist nicht verwunderlich, dass sie sich, endlich in Freiheit, »fremd, abgesondert und nutzlos« vorkommt. Zum zweiten Mal ist sie peripher geworden. Sie reist ins Ausland, gründet ein Hilfs-

komitee für die russischen Zwangshäftlinge. Schließlich kehrt sie nach Russland zurück, eine neue Gefängnisstrafe folgt. Nach der Oktoberrevolution gerät sie in Konflikt zu den Bolschewisten. Offenkundig hat Grünfeld die beiden Bände ihrer bewegenden Erinnerungen gelesen, die 1926 bzw. 1928 im Malik Verlag erschienen sind. Als Grünfeld über sie schreibt, lebt sie noch.

Und er wirft auch einen Blick auf die Gruppen, die sich zu einer freiwilligen inneren oder äußeren Aussonderung entschließen: Weltverbesserer, Angehörige eines Ordens, selbst ernannte Propheten, die Boheme. Dabei bezieht er sich auf Georg Simmels *Exkurs über den Fremden*. Immer argumentiert er ruhig, ohne Polemik, allerdings wendet er sich scharf gegen Werner Sombart und dessen Begriffe »Schnorrer und Verschwörer«. Grünfeld dagegen spricht von »beweglichen Menschen«, von Menschen, die zur Beweglichkeit gezwungen sind, und das sind nach seiner Vorstellung doch die Intellektuellen. Ganz gegenwärtig ist seine Argumentation – abwägend und deutlich zugleich: »Man kann nicht gut Leute als fremd bezeichnen, die viele Generationen im selben Land leben, die dieselbe Sprache sprechen, dieselbe Kultur teilen, sich dem Land zugehörig fühlen und in ihm aufgehen wollen. Natürlich gibt es auch fremde Juden, aber dann gilt von ihnen wohl meist, was von den Fremden überhaupt zu sagen war.«

Lange Zeit herrschte die Auffassung, Ernst Grünfeld

wäre ein Emigrant gewesen. Aber das ist nicht der Fall. Seine Studie *Die Peripheren* ist an seiner Stelle emigriert. Dass er so umfassend über die Praktiken und Folgen der Aussonderungen spricht, macht sie zu einer »sozialwissenschaftlichen Rechenschaft des Exils als Lebensform«, so der Soziologe Sven Papcke. Man könnte Grünfelds Arbeit auch Wissenschaft in der inneren Emigration nennen. Grünfeld weiß alles über die Ausgestoßenen, über Randständige und Außenseiter, weiß, dass sie »vom Schicksal gezeichnet« sind: Juden, Sinti und Behinderte. Er weiß auch, was die Emigration für die Flüchtlinge bedeuten würde: »... wollen sie Konflikte aus dem Weg gehen, die ihnen zu allem Anfang nicht erspart bleiben, so müssen sie sich rasch anpassen«. Er weiß alles – und kann den Schritt in das Exil nicht gehen. Ihm und seiner Frau, dem kinderlosen »nichtarischen« Ehepaar, wurde 1938 die Adoptivtochter Irene entzogen – mit der Begründung, als Jude habe er kein Recht, ein »deutschblütiges« Kind zu erziehen. Daraufhin erhängte er sich. Grünfeld wurde 54 Jahre alt. Bei ihrer Emigration schmuggelte seine Witwe Valerie Grünfeld das Buch *Die Peripheren* in die Niederlande.